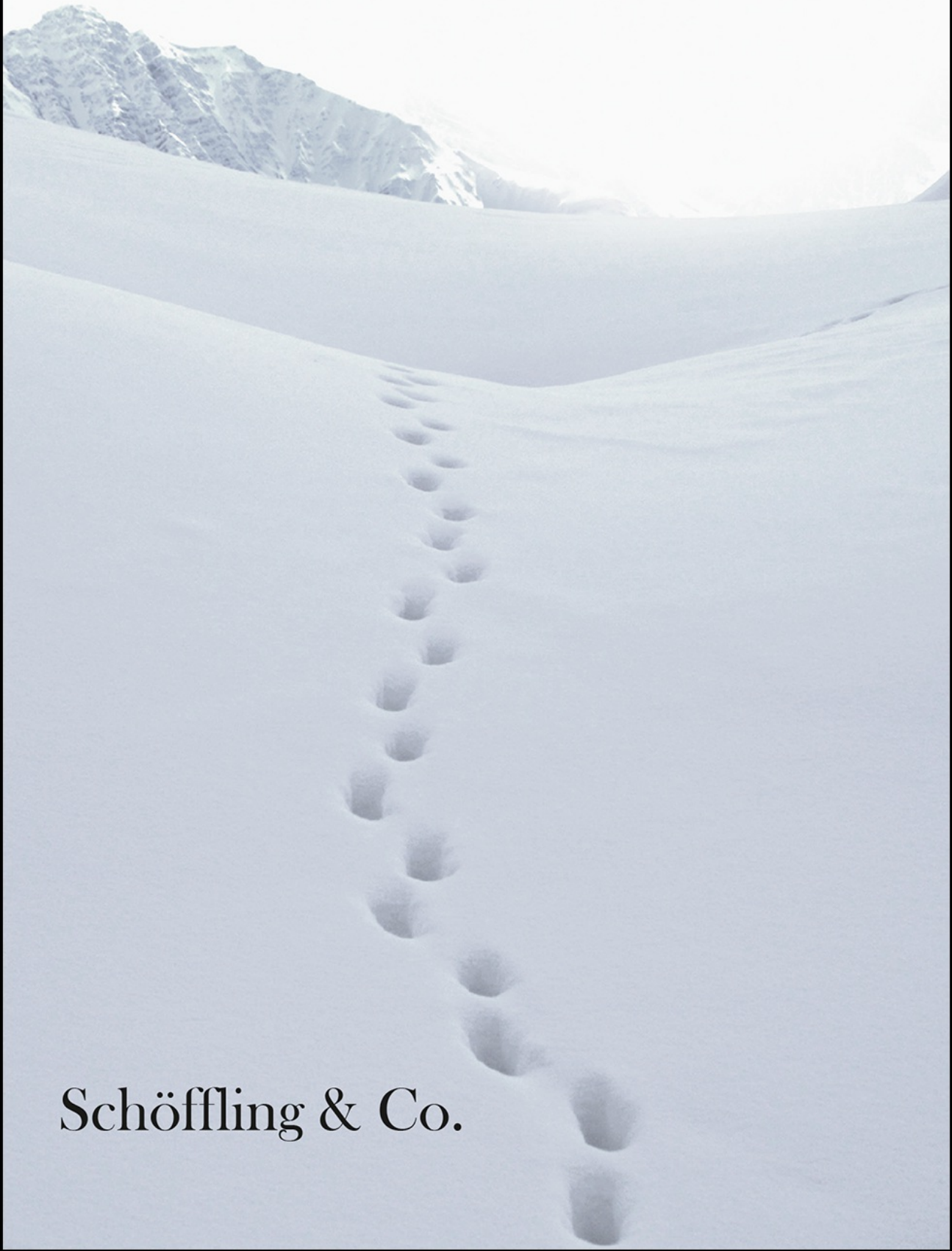


# AURORA

Sascha Reh

Roman



Schöffling & Co.

zerstören als nur ein paar Zäune. Die Apokalypse brach über die Insel herein. Er hatte das gewusst. Er war der Einzige, der sich noch fortbewegen konnte, der überhaupt noch handlungsfähig war. Die Einfältigen mögen weniger im Kopf haben, dachte er, aber dafür lässt sich eine kleine Herde besser zusammenhalten als eine große.

»Ich sehe alles. Over.«

»Guter Soldat«, hörte er Ole sagen.

Eric konzentrierte sich weiter auf seine Instrumente. Er verstand nicht, was der Schreiberling hatte. Mittlerweile war er überzeugt, dass er niemals in seinem Leben gedient hatte, im Gegenteil. Er wird sich vor dem Kriegsdienst gedrückt haben, dachte Eric, er wird irgendeine Schnöselchule besucht und dann seine Zeit in Studentenbars mit Klugscheißerkommentaren totgeschlagen haben, und damit hat er nie aufgehört, bis heute.

»Ich kann hier alles sehen, ich habe die Lage unter Kontrolle! Over!«

»Bestimmt wählen sie dich zum Grenadier des Jahres«, sagte Ole.

Eric hörte nicht hin, er hatte einen eingebauten Schalter für so etwas, und apropos Schalter: Es gab doch noch die Scheinwerfer.

»Siehst du jetzt besser, Tamara?«

Sie starrte auf den Monitor, als sei da das überwältigende Licht einer blauen Stunde zu sehen. Aber so sehr sie auch die Augen zu Schlitzeln verengte und die Stirn in Falten legte, da war nichts zu erkennen außer weißes Rauschen; kein Haus, kein Hügel, nichts.

»So ein Haus habe ich noch nie gesehen«, sagte Ole unvermittelt. »Das ganze Glas. Nicht übel.«

»Danke«, sagte sie und lächelte, obwohl das Kompliment, wenn es eines war, nicht einmal ihr galt. »Es war mal ein Gutshaus. Wir haben es umgebaut.«

»Das muss ein Vermögen gekostet haben.«

»Ja. Muss es wohl.«

»Scheint nicht dein Geld gewesen zu sein.«

Ihr gefiel nicht, wie er redete. Warum musst du ihm auch von dir erzählen, dachte sie. Allerdings, wenn sie gar nicht miteinander sprächen, würde die Stimmung in diesem absurden Gefährt noch unangenehmer werden. Unangenehme Stimmung hatte sie zu Hause genug.

»Mein Mann ist ... oder war ... Fondsmanager.«

»Du kommst nicht aus Dänemark, oder?«

»England.« Sie konnte sehen, dass das nicht die Antwort war, mit der er gerechnet hatte. Zu ihrer Überraschung beließ er es aber dabei.

»Banker in der City«, riet Ole. »Hat nach dem Crash hingeschmissen. Und eine fette Abfindung mitgenommen. Richtig?«

Tatsächlich ging das nicht weit an der Wahrheit vorbei. Nach der Krise war es plötzlich noch viel einfacher geworden, sich selbstständig zu machen: Immobilien waren noch immer günstig zu haben, die Kredite für Kauf und Sanierung ebenfalls.

»Was er tut, kann er von überall aus tun.«

»Und das wäre?«

»Häuser kaufen.«

»Wie beim Monopoly.«

Sie lächelte, statt zu antworten.

»Eurer Glasfront nach zu urteilen spielt er ziemlich gut.«

Ja, das tat er wohl. Er spielte gut. Er spielte so gut, dass er kaum jemals davon loskam.

»Was macht ihr hier? Auf einer Insel zwischen Felsen und Schweinen? Ein *Master of the Universe*?«

»Er ist hier aufgewachsen. Seine Familie lebt hier.«

»Ein sentimentaler Banker? Dass es so was noch gibt.«

»Ich würde ihn nicht sentimental nennen. Eher heimatverbunden. Und ein Familienmensch.«

»Aha. Und du nicht? Oder warum bist du nicht bei deiner Familie?«

Sie wünschte, er könnte sich seinen herausfordernden Tonfall sparen. Und die versteckte Sondierung nach ihren Kindern.

»Ich habe Bereitschaft«, sagte sie.

»Und? Bist du bereit?« Er grinste, wie um seiner Frage irgendeinen Doppelsinn zu geben, über den sie lieber nicht nachdenken wollte.

»Ich feiere Weihnachten ohnehin nicht. Meine Eltern stammen aus dem Iran, also ...«

»Ach, eine Muslima. Sieh mal an.«

Sie lächelte und wartete ab, was noch kommen würde. Gehört hatte sie schon alles; es war nicht wichtig. Er mochte sie sehen, wie er wollte. Vielleicht war er ja sogar ein netter Mann. Allerdings gab er sich Mühe, es möglichst niemanden merken zu lassen.

»Was denn? Darf man das jetzt auch nicht mehr sagen?«

»Warum sollte man denn nicht ›Muslima‹ sagen dürfen?«

»Du hast so geguckt.«

»Das war mir nicht bewusst. Wie denn überhaupt?«

»Und was feiert ihr dann so? Statt Weihnachten?«

»Ihr?« Sie hob die Augenbrauen. Ihre Eltern hatten als Ärzte in London gearbeitet, wohin sie nach der Revolution geflohen waren. Das einzige Detail im Leben ihrer Familie, das entfernt mit der Scharia zu tun hatte, war die Tatsache, dass weder ihre Mutter noch ihr Vater jemals Alkohol getrunken hatten. Für islamische Festtage war sie absolut keine

Expertin.

Sie schwiegen.

»Was macht denn so eine Hebamme überhaupt?«

Er schien sich in seiner Ecke wohlfühlen. Auf seinem Schoß hielt er eine Flasche umklammert, aus der er zwar nicht trank, sich aber scheinbar unablässig versichern musste, dass sie noch vorhanden war. Er wirkte nicht, als wäre er erst kurz vor ihr in diesen Panzer gestiegen, sondern als lebte er schon sehr lange hier und betrachtete es gewissermaßen als sein Hausrecht, nach Gutdünken Fragen zu stellen, deren Antworten er schon zu kennen meinte. Nicht sein anmaßender Tonfall, den er schon die ganze Zeit über kultivierte, rief nun zum ersten Mal Ärger in ihr hervor, sondern die selbstgerechte Annahme, es gebe solch einen privaten Rückzugsraum, in dem man vor sich und anderen immer ganz fraglos Recht behielt.

»Was eine Hebamme macht? Ist das Ihre Frage?«

»Ich dachte immer, die Hominiden kommen seit fünfzehn Millionen Jahren auch ohne zurecht.«

»Waren Sie schon mal bei einer Geburt dabei?«

»Doch. Sicher.«

»Und ist Ihre Frau ganz ohne fremde Hilfe durch die Geburt gegangen?«

»Also ... damals mussten die Männer ja noch draußen bleiben.«

»Glauben Sie, das ist es, was Hebammen tun: Die Männer rausschicken?«

Er sah sie bloß an; offensichtlich wollte er die Frage nicht beantworten. Vielleicht war er durch ihr Insistieren beleidigt, vielleicht dadurch, dass sie hartnäckig dabei blieb, ihn zu siezen, obwohl das, wie sie schnell gelernt hatte, hier das ultimative Zeichen dafür war, dass man mit jemandem nichts zu tun haben wollte. Seine Augen hinter den leicht getönten Gläsern verengten sich für einen Moment, dann hatte er sich wieder gefangen. »Ich will ja bloß wissen, was du so machst. Ich muss schließlich über dich schreiben.«

»Ich bin nicht so interessant, dass man über mich schreiben müsste«, sagte Tamara.

Er lachte, nahm die Brille ab und wischte sich mit dem Handrücken über die Augen.

»Nein, das bist du wahrscheinlich nicht. Es interessiert sich auch niemand für dich persönlich. Nur für das, was du tust. Und auch nur dann, wenn ich meine Sache gut mache. Nichts für ungut.«

Sein verletzender Tonfall zielte vermutlich gar nicht auf sie, sondern auf irgendetwas anderes. Sie spürte, dass Ole mit aller Kraft um etwas gekämpft und schließlich verloren hatte. Jetzt konnte er nur noch auf die Kleineren losgehen.

»Sie werden sicher etwas Interessantes schreiben«, sagte sie. »Es ist ja ein dankbarer

Stoff.«

»Was ist ein dankbarer Stoff?« Er sparte sich die Hebung am Ende der Frage, wohl um sie noch gelangweilter klingen zu lassen. Das gelang ihm aber nicht; sie hörte die Aggression in seiner Stimme sehr deutlich.

»Na ja. Eine Schwangere in einer einsamen Hütte, Schnee, das Ganze auch noch am Heiligen Abend ... das klingt doch nach einer spannenden Geschichte.«

»Kommt dir das nicht auch ein bisschen abgeschmackt vor? Kitschig? Vielleicht?«

»Aber es ist doch die Realität.«

»Die Realität ist das, was ich daraus mache.«

Sie lachte. »Im Ernst: etwas, das tatsächlich geschieht, kann doch gar nicht von sich aus kitschig sein.«

»Vielleicht ist es ganz gut, dass ich die Geschichte schreibe und nicht du.«

»Sie geben sich keine große Mühe, besonders bescheiden zu wirken, oder?«

»Dein Wirklichkeitsverständnis scheint mir direkt aus einer Vorabendserie zu kommen. Tut mir leid, das sagen zu müssen.«

»Mein ... wow. Sie kennen mich überhaupt nicht.«

Er hob die Hände vor den Körper. »Meine Meinung. Sorry.«

»Sie müssen sich nicht dafür entschuldigen, eine Meinung zu haben. Bloß mitteilen müssen Sie sie ja nicht unbedingt.«

»Ich sage, was ich denke.«

Tamara überlegte, wann sie zum letzten Mal mit jemandem zu tun gehabt hatte, der so unbedacht negative Wertungen, Urteile und sogar Vorurteile verbreitete. In ihrem Freundeskreis sprach niemand so. Niemand auf der Insel, schien ihr, hatte jemals so mit ihr gesprochen, seit sie hier lebte. Das war eine Art, zu denken und zu reden, die ihr rüde und rücksichtslos vorkam und überaus ... veraltet. Sie spielte mit dem Gedanken, ihm das zu sagen, doch dann wurde daraus: »Wie lange müssen wir noch fahren, Eric? Over.«

Das Gespräch der beiden war ein wenig wie Radiohören. Auch da achtete Eric nicht auf den Inhalt. Was ihn beruhigte, war vielmehr der Klang der Wörter und überhaupt die Tatsache, dass gesprochen wurde. Er war viel alleine gewesen in letzter Zeit. Es ist nicht gut, dachte er, zu viel alleine zu sein. Man entwickelt Marotten. Zum Beispiel, sich in der Öffentlichkeit am Hintern zu kratzen oder in der Nase zu bohren. So etwas konnte nicht passieren, wenn man in einer glücklichen Beziehung lebte, besser noch in einer richtigen Familie. Da war man ständig unter Leuten, beim Einkaufen, beim Kinderarzt oder am Wochenende auf einem Sommerfest vom Autohaus Tronsby, wo eine Hüpfburg aufgestellt war und ein Hot-Dog-Wagen und wo im Gemeindezentrum von Allinge der große Trödelmarkt stattfand einmal im Jahr. Wenn man zu solchen gesellschaftlichen Anlässen

und Empfängen regelmäßig hinging, dann konnte es einem nicht passieren, dass man eigenbrötlerisch und seltsam wurde, denn man wäre ein anerkanntes Mitglied der Gemeinschaft und hätte ein Ansehen, das man pflegen musste. Im Grunde war das schon das ganze Geheimnis: nicht zu viel alleine zu sein. Deswegen war es gut, einige Jahre bei der Armee zu verbringen, denn da lernte man, was Kameradschaft war und wie man seine Stube sauber hält, auch wenn die Kameraden noch so pingelig sind und übertriebene Vorstellungen davon haben, was Sauberkeit und wozu sie gut ist. Die Armee ist eine gute Schule für das spätere Leben, besonders wenn man schulmäßig nicht so gute Erfahrungen gesammelt hat. Andererseits konnte die Armee auch sehr anstrengend sein, und da dachte er noch nicht einmal an das ständige Antreten und Exerzieren und Dauerlaufen, sondern schlicht an die anderen Kameraden, die meinten, nur weil sie eine eingeschweißte Truppe seien, könnten sie anderen auf der Nase rumtanzen und das Klo mit der Zahnbürste schrubben lassen und solche Scherze. Das war die Art von Gemeinschaft, die er weniger erstrebenswert fand, die Art von Gemeinschaft, die er nicht mehr brauchte in seinem Leben, die eigentlich kein gesunder Mensch brauchte oder zumindest jemand, der ein gesunder Mensch werden wollte, und wenn es nach ihm ginge, könnte die Welt in Zukunft auf solche Gemeinschaften mit solchen Gemeinheiten komplett verzichten.

Als er in der Werkstatt angefangen hatte, war es viel besser geworden. Er hatte seine Ruhe. Wenn er die Panzer in die Halle fuhr und mit der Wartung begann, dann hatten die anderen Respekt vor ihm gehabt. In der Wartungshalle gab es keine Frage, die er nicht beantworten, keinen Witz, den er falsch oder gar nicht verstehen konnte, denn die CV- und Marder-Schützenpanzer, die sie ihn warten ließen, verstand niemand so gut wie er. In der Wartungshalle war er sicher, in jeder Hinsicht eine Autorität, und es war – das würden sie alle jetzt nacheinander begreifen – ein großer Fehler gewesen, ihm diese Arbeit wegzunehmen und die Wartung in Zukunft von einer Firma erledigen zu lassen, die das nicht ansatzweise so gut konnte wie er und obendrein noch viel teurer war. Das hatte wehgetan. Wenn sie dachten, er würde wieder zurück in die Reihe gehen, auf die Stube mit seinen sogenannten Kameraden, dann hatten sie sich geirrt. Was man braucht, sind nämlich nicht Kameraden, sondern Freunde. Nicht zu viel alleine sein, dachte er; letztlich war das das ganze Geheimnis.

»So wie wir vorankommen, noch hundert Jahre, geschätzt«, gab er Tamara jetzt zur Antwort. »Over.«

»Danke, Eric. Over. Jedenfalls schreiben wir keiner Frau unter der Geburt vor, wie sie zu atmen hat, oder was man sonst so aus dem Kino kennt. Ich erkenne Komplikationen. Es gibt ein paar Tipps, die ich geben kann. Jede Frau ist anders.«